

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriegs
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war in der Schenke sehr still geworden. Sie sahen alle nach dem Tisch herüber, wo so scharfe Worte gefallen waren.

Aber Jan nahm des Wachtmeisters Krug und trank.

„Ah, bah!“ rief dieser und reckte sich. „Hast recht, Bursch, trinken wir.“

„Trinkt ihn untern Tisch,“ raunte dem Wachtmeister ein Dragoner zu. „Dann schleppen wir ihn fort.“

Und es hub ein wildes Rechen an, während der Abbé in sich gefehrt dabei saß. Mühte er Jan wieder hergeben? Hergeben? Kommt er ihn ewig am Bande haben und nach sich ziehen? — Und dich, Josef Maria, reizt es dich nicht auch, von der Kriegswoge dich tragen zu lassen? — Unterkriechen irgendwo? Oder allein nach Paris gehen und Worte glatt schleifen, während Jan sich den Sturm blutiger Affären um die Ohren saufen läßt? — Und konnte er hoffen, dem Kardinal verborgen zu bleiben, wo Durante noch lebte? — Sich in dieselbe Gefahr begeben, der Jan gerade glücklich entronnen war?

„Hör mal, Bursch,“ sagte der Wachtmeister zu Jan, und er faltte schon ein wenig, „ich habe die Schlacht am Weißen Berge mitgeschlagen und den kaiserlichen Winterkönig jagen helfen. Du siehst in mir einen Mann von Verdienst. Komm mit. Ich habe mit dem tollen Christian bei Höchst die Klinge gekreuzt. Ich will dich sechsten lehren. Denn du weißt ohne Zweifel kaum, wie man einen Degen ansaßt.“

Jan knurrte nur.

„Du sollst einen Goldgulden Handgeld haben, Bursch, und in meinem Korsett dienen. Und ein Gaul wird sich schon beim Troß finden, bis du dir bei der nächsten Affäre einen besseren fangen kannst. Straf mich Gott, wenn ich's nicht gut mit dir meine. Trink, Dummel, der König von Spanien bezahlt alles. Meisje, der Krug ist leer.“

„Gib mir zu trinken, alter Eisensfresser!“ sagte Jan. Und die Dragoner stießen sich an, denn sie meinten nicht anders, als daß er trunken sei.

„Hier, Flaschenkud, sauf!“

„Prost Brüderlein,“ sagte Jan.

„Einen runden blauen Goldgulden mit des spanischen Königs leibhaftigem Konterfei bekommst du. Hentler und Galgen! Was Mann sein will, muß reiten; Kerl, wenn du gestern auf dem Rathaus gewesen wärst, wie ich, Kerl! Die Erde beginnt zu brennen, sag ich dir. Der Ferdinand in Wien will rüsten. Der Däne raffelt mit dem Eisen, das umständige Kind von Frankreich plärrt herausfordernd —“

„Es ist kein Wein da,“ sagte Jan.

„Meisje — Goldherz — weiße Taube! — Die kaiserlichen Reichsstände frackelen, mein Goldherz — aber du brauchst dich nicht zu fürchten, ich will sie dir in den Rausch hängen wie Krametsvögel. Einmal — in Böhmen wars — Bruderherz trin!“

„Trink selber. Prost,“ sagte Jan.

Der Wachtmeister lachte aus vollem Halse und setzte den Krug an, aber der Wein stieß ihn gewaltig.

„Geritten muß sein, heute über die Schelde, morgen über'n Rhein,“ grölte er. „Wie heißt du, Wachtmeister, sagte Erzellens Tilly zu mir, bei Höchst; Jürgen Schulte, sag ich. Kerl, du wirst noch Oberst, sagt er. Und ich —“

Der Kopf sank ihm an die Wand und die Augen fielen ihm zu. Jan stieß ihn in die Seite.

„Du bist noch nicht im Quartier. Bringe deinen Sermon zu Ende.“

Der Wachtmeister riß sich zusammen:

„Ins Quartier! Ins Quartier! Komm mit, Dummel. Sag ja, oder ich beiß dir die Nase ab. Ich hab dich lieb, Dummel.“

Und er umarmte Jan. Aber im nächsten Augenblick sank er zurück und schlief.

Josef Maria zog Jan von der Bank:

„Jan, höre mich. Wenn du nicht zu den Soldaten willst, dann ist es Zeit zu verschwinden. Mach dich davon. Ich bleibe.“

„Weshalb sollte ich nicht zu den Soldaten? Ich will mit Seeresmacht, Herzbruder, mit Seeresmacht nach Paris ziehen und meine süßen Mädchen befreien.“ Er stand nicht mehr sicher auf den Beinen. „Und du gehst mit, Herzbruder!“

Es trat ein Halbbugend Dragoner ein.

„Wir haben zwei geworben. Sind zwei Gulden für uns, Wein her.“

„Wir haben auch einen,“ sagte einer der Dragoner und deutete auf Jan.

„Was habt ihr? — Wen habt ihr? — Zackerbomben- undslöh, die Lüge ist eure letzte,“ und er zog.

„Jan!“ rief der Abbé.

Jan fuchtelte mit dem Degen um sich. Er gewahrte den schnarrenden Wachtmeister.

„Steh auf, Weinschlauch!“ rief er. „Leg aus. Hast du nicht gesagt, ich wüßte nicht, wie man den Degen ansaßt? Und Flaschenkud? Mir? Wehr dich, großmäuliger Dummel. Meinst du, ich bin betrunken? Ich bin so wenig betrunken, daß ich dein Ohrläppchen an die Wand spieße, wenn du nicht aufstehst!“

„Herr Jan“, kreischte Meisje und wollte ihn festhalten.

„Jan! Jan!“ rief der Abbé.

Aber Jan stieß zu und nagelte des Wachtmeisters Ohrläppchen mit einem prächtigen Stoß fest.

Die Dragoner warfen sich auf ihn. Den Wachtmeister machte der Schmerz wach. Er gloszte um sich und das Blut lief ihm über den Spigenkragen.

„Jan,“ lachte er, „willst du Handgeld nehmen?“

„Sag ja,“ raunte der Abbé, „sonst kommst du vor den Prosok!“

„Ja,“ sagte Jan, zum erstenmal an diesem Abend, und die Dragoner schleppten ihn davon, indessen der Wachtmeister weiter schnarchte. Das Blut lief ihm in den geöffneten Mund.

„Leb wohl, Meisje,“ sagte der Abbé. „Ich muß ihm nach, sonst richtet er noch mehr Unheil an. Er hat einen verweiselten Gang zum Galgen. Ich tue ein Gotteswerk, wenn ich für immer mit ihm ziehe und ihn bewahre.“

„Ach, Herr Abbé,“ weinte Meisje, „Ihr konntet so gut kochen.“

„Nicht wahr, ich hätte einen prächtigen Küchenmeister für den Papst abgegeben. Und nun Feldkaplan!“

„Die Muttergottes sei mit Euch,“ flüsterte Meisje, und küßte seine Hände und benetzte sie mit Tränen.

Früh vier bliesen die Trompeter „Auffisen“. Ueber Nacht war Befehl gekommen nach Bergen zu reiten, in das der groote Moritz sich geworfen hatte, und eine Stunde später ritten die Dragonermusketiere, Regiment Sturmias, als erste ab; übern Lambertsplay und vorbei an dem „Dragoner von Breba“. Voran vier lange Kerle. Hinter ihnen zwanzig Trompeter, die das Lied vom Winterkönig schmetterten. Acht Mann schlugen mit spielend tanzenden Schlägeln die kleinen Kesselpauken; der kriegerische Marsch drohte die Gasse zu sprengen. Und fünfzig Schritt hinterher ritt auf seinem hochbeinigen Brandfuchs der Oberst Sturmias mit grauem Anbesbart und hinter ihm polterten an die 500 Dragoner in zehn Kornetts, im dritten Jan, den flachen Eisenhelm auf dem Kopf und die Mäntel unter der rechten Schulter. Hinter Jans Kornett ritt José Maria, die violette Binde der Feldkaplane über der Brust und winkte zu Meisje herauf, die am Fenster lehnte. So zogen sie mit selbstbewußtem Lärm dahin, nach Rechem zu, über die Schelde, vor Bergen. Und Meisje sah ihnen nach, solange sie einen Eisenhelm blinken sah.

„Er konnte so gut kochen,“ sagte sie weinend, als der letzte verschwunden war.

5. Kapitel.

Turnhout, Bergen op Zoom, Fleurus.

„Geh uns Gott, junger Morgen, zu einem guten Tag.“

Das betete Jan in jeder Früh, wenn er sich auf seine grobknochige Isabelle schwang.

„Geh uns Gott zu einem guten Nachtquartier,“ beteten die andern Dragoner, denn sie meinten, auf einem Pferdsrüden in den frühen Morgen zu reiten sei ein langweilig und nülchtern Ding. Und wenn es aufstehen und rangieren hieß, fluchten sie jämmerlich, während Jan mit heißem Eifer die einundzwanzig Griffe lernte, die zu einem rechten und schulmäßigen Aufnehmen, Chargieren und Feuer einer spanischen Mäntel gehörten. Oberst Sturmias war nicht der Mann, der sich Liebertlichkeiten in solchen ernsthaften Dingen gefallen ließ. Besonders nicht im Exerzieren zu Pferde. „Aus der Kolonn' in Doppelreih', trab!“ „In Glieder gefest!“ „Eingefchwenkt!“ „Zur Attad' formiert!“ Und Jan hatte seine liebe Not mitzukommen, besonders wenn er am äußeren Flügel ritt, denn seine Isabelle gab nicht viel her, so sehr sie auch mit erhobnem Stummelschwanz in der blauen Lust heruminselte.

Freilich im Fechten tat es ihm keiner nach. Und da er hell und frisch aus den Augen sah, ritt er bald zu zweit oder dritt auf Kundschaft, denn als sie an die Westerschelde kamen, zeigte sich hier und da der Feind, ein wohldisziplinierter und couragierter Feind, der den Spaniern manches zu schaffen machte.

Der Wachtmeister Schulte hatte ihm längst das Loch im Ohrzipfel verziehen, als er merkte, welchen Goldhahn er sich an Jan gefangen hatte.

„Der groote Moritz soll mich hängen, wenn du nicht ein guter Dragoner wirst,“ sagte er.

Jan bramte nur darauf, endlich an den Feind zu kommen. Es zeigte sich, daß sie von Süden her nicht an Bergen heran konnten. Sie mußten nach Turnhout zurück, wo drei Regimenter Fußvolk und vierundzwanzig Feldstücke der Spanier standen.

Den Dragonern gefiel das Hin- und Herreiten im Lande wenig. Sie zogen schiefe Mäuler, denn sie hatten

geschworen, beim ersten Sturm Bergen allein zu nehmen. Im dritten Kornett, in dem Jan diente, gab es indessen viel rheinische Zungen, die sich guten Mut bewahrten und wenn es wieder einmal „Reil auf Reil, Trab, trab, auf und ab“ ging, so sang ihr Chor von hohen und tiefen Stimmen gar schön übers Feld, so daß die Pferde die Ohren spitzten und noch eins so munter trabten. Jan hätte jeden verwundert angesehen, der ihm in Köln gesagt hätte, daß er noch einmal in seinem Leben Reiterlieder in zierliche Reime setzen würde. Aber die guten Gesänge flogen nur so in der Luft mit und es geschah dann nicht selten, daß Jans helle Stimme plötzlich über das Kornett hinschmetterte und die Kameraden mit Lachen einfielen. Etwa so:

Schön sein die Mädchen, man muß sie küssen,

Schön sein die Mädchen in Dorf und Feld.

Ich hab es probiert, ich muß es wissen

Wie man die Bauerndirn —

Wie man die Bauerndirn —

Die Kameraden: Zu, ja in Arme,

Im Arme hält.

Schön sein die Mädchen, man muß sie küssen,

Schön sein die Mädchen in Stadt und Haus.

Zwar tun sie ehrbar, ich muß es wissen,

Doch keine jagt mich —

Doch keine jagt mich —

Die Kameraden: Zu, ja, zur Kammer

Zur Kammer 'naus.

Schön sein die Mädchen, man muß sie küssen,

Schön sein die Mädchen in Schloß und Saal,

Ich muß das wissen, ich hab sie gerissen

Zu meinem starken Arm —

Zu meinem starken Arm —

Die Kameraden: Zu, ja, so mannichmal,

So mannichmal.

Schön sein die Mädchen, man muß sie küssen,

Schön sein sie alle in Stroh und Bett,

Wenn ich frühmorgens hab scheiden müssen,

War ich noch immer —

War ich noch immer —

Die Kameraden: Zu, ja, so ganz labeth,

So ganz labeth.

Zwar meinte José Maria des Abends im Quartier zu Jan, daß dies unziemliche Lieder seien und es sei wenig freundschaftlich von ihm (um von der Moral gar nicht zu reden), daß er sittenlose Menschen mit seinen sittenlosen Liebern noch sittenloser mache und seinem Feldkaplan also die Arbeit erschwere. Aber Jan meinte, daß der Feldkaplan Ehrwürden ihm nur dankbar sein sollte, denn je schwerer er ihm die Arbeit fürs Seelenheil mache, desto mehr Verdienst habe José Maria doch im Himmel und im übrigen müsse ihm, Jan, der König von Spanien dankbar sein, indem er seinen Soldaten ein wenig Erbenschwere anhängen, sonst würden ihnen noch Flügel wachsen und sie als Engel davonfliegen. Denn der König wolte sicher lieber ein Tausend herztarker Soldaten, als ein Tausend seelstarker Engel haben.

Jan liebte ein schnelles und klugenblitzendes Wort. Aber wer sein Herz kannte, und das war José Maria, wußte, daß es weich und treu war. In ihm wohnte noch immer Grief und ein wenig, oder viel (genau wußte er es nicht) Marie-Anne, und manchen langen Ritt dachte er an die wehrlosen Mädchen und wie sie vielleicht litten.

„Baderbombeunndslöh,“ knurrte er dann vor sich hin, „ich vergesse euch nicht, und wenn ich Oberst bin.“

In Turnhout empfing die Regimenter lauter Jubel. Zwei Tage lagerten sie dort zusammen und der Lärm des Lagers scholl stundenweit übers Land. Am dritten Tage brach das Heer auf. Vier Kornetts Dragoner schwärmend und stehend wie Bienen voraus, sechs Kornetts in Kolonne hinterher, flankiert von Falkonett's. Dahinter die Wessenberg-Kürassiere und die Fußsoldaten mit dem schnerren Geschütz, zuletzt der Troß; ein zweites Regiment Kürassiere machte den Schluß. Und die ganzen, in eiserner Ordnung marschierenden Tausende wurden rechts und links begleitet von einer Linie leichter Geschütze, gleichsam von zwei rollenden ehernen Mauern beschirmt.

Sie zogen einen halben Tag nach Norden, um dann scharf nach Westen umzubiegen und Bergen im Rücken zu packen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Meffer der deutschen Botanik.

Zum 70. Geburtstag Wilhelm Pfeffer's, 9. März.

Wilhelm Pfeffer — es mag manchen, selbst unter den gebildeten Deutschen geben, an dessen Ohr der Name dieses Gelehrten nur von ferne gedrungen ist. Und doch zählt dieser Forscher, der jetzt sein 70. Lebensjahr vollendet, zu den genialsten Bahnbrechern und größten Entdeckern, die die Geschichte der modernen Botanik aufzuweisen hat. Ja man kann sagen, daß ein ganzes Neuland der botanischen Wissenschaft von Pfeffer erst entdeckt worden ist: das ist die moderne Pflanzenphysiologie, deren Grundlagen Pfeffer im Anschluß an die Forschungen seines Lehrers Julius Sachs erst geschaffen hat. Zu den — auch dem Nichtfachmann einigermaßen geläufigen — Rätselfragen des Pflanzenlebens, die im Arbeitsfelde Pfeffer's einen breiten Raum eingenommen haben, gehören das Wie und Warum des Zusammenfallens der Mimosenblätter bei Stoß oder Erschütterung, wie sie ein jeder im Treibhause botanischer Gärten beobachten kann, ferner andere Reizebewegungen, wie das Öffnen und Schließen der Blüten, die Schlafbewegungen, die Bewegungen der Staubgefäße gewisser Pflanzen, die Krümmung der Ranken, die Erscheinungen der Chemotaxis, der Anlockung beweglicher Organismen durch chemische Reize, wofür die Anlockung der Samenläden von Moosen und Harnen eines der bekanntesten Beispiele ist. So wenig der Name des Leipziger Gelehrten nun der Allgemeinheit bekannt geworden ist, so hoch schätzen ihn die Fachleute, und zwar nicht nur die Botaniker, sondern auch die Forscher auf Gebieten, die oft Hand in Hand mit der Botanik arbeiten, in erster Linie Chemie und Physik, ganz besonders aber die Naturwissenschaft der physikalischen Chemie, ja in gewissem Sinne kann Pfeffer als Mitbegründer der physikalischen Chemie angesehen werden: eine seiner grundlegenden Arbeiten — die „osmotischen Untersuchungen“ — haben sich für den großen physikalischen Chemiker van 't Hoff als wahre Fundgruben wichtiger experimenteller Daten entpuppt und dienen ihm bei seinen Untersuchungen als treues Bademecum. Zur Feier des 70. Geburtstages Pfeffer's, der übrigens vor kurzem bereits sein goldenes Doktorjubiläum begehren konnte, haben die bei Julius Springer in Berlin erscheinenden „Naturwissenschaften“ ihr neuestes Heft zu einer Pfeffer-Festschrift ausgestaltet, deren sämtliche Beiträge aus der Feder von Paberland (Berlin-Tablen), Cohen (Ulrecht), Czajek (Praag), Krieger (Würzburg) und Jost (Straßburg) stammender Darstellungen des Lebenswerkes Pfeffer's und seiner Beziehung zu anderen Wissenschaften in trefflicher Weise gerecht werden. Die Pflanzenphysiologie und die Reizphysiologie (die unter anderem dort getrennt behandelt werden) im besonderen bilden den Rahmen zu dem umfassenden Lebenswerke Pfeffer's.

Einer der ersten großen Wårte, die Pfeffer im Jahre 1877 gelana, waren die „osmotischen Untersuchungen“. Ihr bedeutendstes Ergebnis ist, daß die lebende Zelle in stände ist, außerordentlich hohe hydrodynamische Druckleistung zu entwickeln. Die hierbei tätigen Kräfte sind es, die Pfeffer aufgezeigt hat, und ihre Untersuchung hat den Physikern die wertvollsten Aufschlüsse geliefert. Weiter hat Pfeffer die Rolle der Pflanzenatmung bei der Beschaffung der Verlebensenergie, Wesen und Bedeutung der Pflanzenatmung überhanut — der Begriff der „intramolekularen Atmung“ ist von ihm eingeführt — geklärt, die Kenntnis der Plasmanatur, der Umfassung der Energie der Pflanze, sowie die gesamte Ernährungphysiologie gewaltig gefördert. Die Erscheinungen der Reizphysiologie, die oben kurz angedeutet sind — Pfeffer's erster Untersuchungsgegenstand war die Mimose — hat Pfeffer auf eine plötzliche Depression des hydrostatischen Druckes in Zellmembranen zurückgeführt, wofür sich allerdings der experimentelle Beweis für die Mimose nicht führen ließ. Auf knappem Raum alle Einzelheiten von Pfeffer's Lebensarbeit anzuführen, ist unmöglich; jeder Botaniker kennt seine gewaltige „Pflanzenphysiologie“, ein Werk, das in der gesamten botanischen Literatur aller Kulturvölker einzig dasteht, wie Paberland mit Recht sagt.

Pfeffer's äußerer Lebensgang bietet wenig Besonderes. Wilhelm Pfeffer ist in Grebenstein als Sohn eines Apothekers geboren, war selbst eine Zeitlang Apotheker, behandelte in seiner Doktorarbeit ein rein chemisches Thema und wandte sich erst später der Botanik zu. Seine bedeutendsten Lehrer sind Sachs und Pringsheim. Nach seiner Ausbildung in Berlin und Würzburg habilitierte sich Pfeffer in Marburg, 1873 wurde er als außerordentlicher Professor nach Bonn gerufen, hier blieb er bis 1877, um in diesem Jahre als ordentlicher Professor nach Basel berufen zu werden. Schon im Jahre darauf siedelte er nach Tübingen über, um neun Jahre später als Nachfolger Schenk's an die Universität Leipzig berufen zu werden, an der er seitdem wirkt. In seiner Leipziger Zeit hat er — abgesehen von seiner Lehrtätigkeit — eine Reihe größerer Abhandlungen geschaffen, hauptsächlich sich aber mit der Neubearbeitung seiner Pflanzenphysiologie beschäftigt, die übrigens seither in eine Reihe fremder Sprachen übersetzt worden ist.

Aus dem russischen Litauen.

Durch das siegreiche Vordringen der deutschen Truppen sind erhebliche Teile des russischen Litauens unter deutsche Herrschaft getreten, und wendet sich diesen Landstrichen naturgemäß ein lebhaftes Interesse zu. Dr. Gaigalat, das bekannte Mitafied des

Preussischen Abgeordnetenhauses, macht in den „Grenzboten“ eingehende Mitteilungen über das russische Litauen, welches im wesentlichen die drei Gouvernements Kowno, Wilna und Suwalki umfaßt. In Suwalki gehören über 50 v. H. der Bevölkerung dem litauischen Stamme an; im Gouvernement Kowno ist sogar ein volles Drittel der Bevölkerung litauisch, während im Gouvernement Wilna nur 18,5 v. H. der Einwohner zu den Litauern zählen. Von den drei Gouvernements, aus denen das russische Litauen besteht, ist gerade Suwalki, also das von unseren Truppen besetzte Gebiet, am weitesten vorgeschritten. Es gab dort bereits im Jahre 1894 508 Fabriken; ihre Zahl hat sich seither noch vermehrt. Die Bewirtschaftung ist intensiver als in den Kownoer und Wilnaer Bezirken, wie überhaupt auch der Kulturzustand der litauischen Suwalkier Bevölkerung ein höherer ist. Die litauische Bevölkerung dieser drei russischen Gouvernements ist in mannigfaltiger Hinsicht von Interesse. Wie Gaigalat hervorhebt, besitzt das großlitauische Volk eifriges Streben nach Bildung. In dieser Beziehung steht es zum Teil über den preussischen Litauern. Auch wenig begüterte Bauern bemühen sich, wenigstens einen Sohn auf das Gymnasium zu schicken, zunächst mit dem Ziel, ihn einst als Geistlichen im priesterlichen Gewande zu sehen. Daher kommt es, daß die gesamte Geistlichkeit in Litauen mitamt den Bischöfen rein litauisch ist und jetzt auch litauisch fühlt und sich in litauisch-nationaler Sinne betätigt. Aber viele Gymnasialisten ziehen es vor, statt in das Priesterseminar zu treten, das Gymnasium bis zur Reifeprüfung zu durchlaufen, um später als Mediziner, Advokaten oder Philologen ihrem Volke zu dienen. In letzter Zeit haben sich manche auch dem Bankwesen zugewandt, einem Zweige, der, wie der Handel bis dahin bei den Litauern keine Vorliebe gefunden hatte.

Besonders deutlich zeigt sich das Streben der Litauer nach Kultur und sozialer Selbsthilfe im Vereinsleben. Die litauische wissenschaftliche Vereinigung in Wilna zählt fast alle gebildeten Litauer zu ihren Mitgliedern; sie besitzt ein Museum für Volkskunde und eine wertvolle Bibliothek. Der litauische Kunstverein veranstaltet alljährlich Kunstausstellungen und besitzt ebenfalls ein Kunstmuseum. Drei große Volksbildungsvereinigungen arbeiten mit hundertunddreißig Zweigvereinen an der kulturellen Erhebung des Volkes. Zwei Vereine sorgen für Unterstützung bedürftiger Studenten; sechs Genossenschaften und Aktiengesellschaften bezwecken die Herausgabe von Büchern und Zeitschriften. Auch besitzen die Litauer Arbeiter-, Frauen-, Theater- und ähnliche Vereine. Alljährlich werden hier und dort etwa zweihundertundfünfzig Theateraufführungen veranstaltet. Die Temperenzvereinigungen haben etwa 30 000 Mitglieder. Im allgemeinen ist höhere Bildung unter den Litauern etwas weniger verbreitet, als unter den Letten, welsch letztere schon seit Jahrzehnten völlig selbständig für ihre eigenen kulturellen Bedürfnisse zu sorgen in der Lage waren. Am wenigsten sind die Litauer in kultureller und nationaler Beziehung vorwärts gekommen. Sie stehen zu sehr unter polnischem und weißrussischem Einfluß, der sie in jeder Weiterentwicklung hemmt.

In wirtschaftlicher Hinsicht kann Litauen gerade nicht als ein sonderlich produktives Land angesehen werden. Bodenschätze gibt es wenige. Getreide- und Flachsbau, Viehzucht und Walzwirtschaft sind die hauptsächlichsten Erwerbszweige der Bevölkerung. Doch finden sich in größeren Orten, wie Wilna, Kowno, Schaufen und anderen verschiedene Fabriken, namentlich Eisengießereien, Draht- und Nagelfabriken, Brannerien und Brennerien, Tabak- und Baumwollfabriken, Mühlen, Gerbereien und anderes mehr. Die Landwirtschaft sieht nicht überall gleich; Suwalki geht voran, es folgt Kowno, dann erst Wilna. Seit der Revolution 1905 ist allgemein eine freiere Entwicklung auch im wirtschaftlichen Leben festzustellen: etwa hundert Konsumvereine, eine größere Anzahl landwirtschaftlicher und sonstiger Berufsvereine haben sich gebildet; es finden landwirtschaftliche Ausstellungen mit Prämierungen statt, zwei Aktiengesellschaften für den Vertrieb moderner landwirtschaftlicher Maschinen haben sich aufgetan, eine vielseitige Presse belehrt das Volk über intensive Wirtschaftsführung und Schaffung neuer Erwerbszweige; ein neues hoffnungsvolles wirtschaftliches Leben ist im Aufblühen begriffen. Der Boden ist zum größten Teil fruchtbar und ertragreich. Leider sind viele Güter, die sich in polnischen und russischen Händen befinden, infolge Sammellosigkeit und schlechter Wirtschaftsführung der Besitzer stark verschuldet und vernachlässigt; sie können kein Vorbild für die Bauern bieten. Unter einer fürsorglichen und weitsehenden Regierung würde Litauen bald ein blühendes Land mit wohlhabender Bevölkerung werden, denn das Volk ist fleißig und äußerst bildungsfähig.

Wandelnde Getreidebündel.

Ein eigenartiges Kriegserlebnis wird von einem Mitkämpfer, einem Bayern, im neuesten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ erzählt. Es war im Oktober in der Umgebung von Tchau-court, wo die Bayern in der Nähe der Einmündung des Nilschens Maschine in die Raut de Made auf Vorposten kommandiert waren. Ein scharfer Wind pfliff über die zerstampften Felder, und als die Nacht hereingebrochen war, suchten sich die Soldaten es in einem

Berstedt etwas bequemer zu machen und zur Erwärmung mit Hilfe eines kleinen Kochapparates Tee zu bereiten. Als sie gerade das ersehnte Getränk in ihre Aluminiumbecher gossen, drang plötzlich ein seltsamer dumpfer Laut, gleich dem Röcheln eines Sterbenden, an ihr Ohr. „Kaverl, was mag das g'wes'n sei?“ — „Was? nit, Hans, aber b'unders is mir dös vürkemma — los is epps, do möcht i glei mein Kopf verwett'n!“ — „So! dann dann kimm — schaug'n ma nach!“ Dies war nun zwar gut gemeint, aber leichter gesagt als getan, denn ich strengte meine Augen und Ohren obenedies schon längst fürchtbar an, aber die ersteren sahen nichts als das eintönige Schwarz, und die letzteren gaben ununterbrochen das Säusen und Pfeifen des Windes an mein Gehirn weiter. Es blieb also nichts übrig, als einmal Fühlung mit unsern Nachbarposten zu nehmen. „Du gehst rechts und i links, aber sei vorsichtig!“ entschied ich deshalb rasch. Jezu Minuten waren seit unserer Trennung noch nicht verstrichen, als ich auf die mir entgegenehenden Kameraden des linken Nebenpostens stieß. „Dokka, Kameraden, seht bei euk was?“ — „Mit grad — aber habts is mir g'hört? Es muas ja in enerm Bereich g'wes'n sei!“ Schnell ward, was ich wußte, gesagt, und alsdann eilten wir drei zu unserm rechten Nachbarposten. Wenige Meter hatten wir zurückgelegt, da kam uns durch das nächtliche Dunkel mein Freund Hans entgegen. „Kaverl, der rechte Neb'pos'n is nit s'finden. I hab alls abg'sucht!“ — „Herrgott, was soll nur los sein und was machen in dieser rabenschwarzen Nacht?“ Fragend blickten wir einander an, da — ein leises Flüstern, ein dumpfer Schrei. Ich sah gerade noch meinen Nebenmann hinten überfallen, als zwei Hände meinen Hals umklammerten. Meinem Körper gab's einen gewaltigen Ruck, aber soviel meine starken Hände auch nach dem unsichtbaren Gegner griffen, sie erfassten nur Stroh. Scharf knallten zwei Schüsse durch die Nacht, eilig kalter Stahl bohrte sich in meine Schultern, aber in diesem Moment ließ auch die feste Umklammerung meines Halses nach. „Kaverl, seht's weit?“ drang die Stimme meines Freundes an meine Ohren, und die schon im Entschwinden begriffenen Sinne kehrten wieder. Ich hatte keine Zeit zum Antworten, denn mein Kamerad hatte mich bereits aufgenommen und trug mich in einen nicht weit entfernten Graben. Was es war? Der Feind hatte sich in Getreidegarben gesteckt und war so an uns herangeschlichen. „Herrgott, Kaverl, da Mond kimm! — hurra, da Mond kimm!“ jauchzte mein Freund und feuerte Schuß um Schuß aus seinem Gewehr. Wir hörten eilige Schritte und wußten, daß die Unsrigen nun kämen, und eben als diese über dem kleinen Hügelkamm aufstauten, schlüpfte der Mond aus dem Gewölke. Rasch strengte der Hauptmann herbei. „Posten, was gibt es?“ — „Ein Ueberfall der Posten durch den Feind!“ — „Aber es ist nichts zu sehen!“ — „Einen Augenblick, Herr Hauptmann — dort die Getreidegarben!“ schmunzelte mein Kamerad, legte sein Gewehr an, und sprang — wirklich, wie vorherseher der etwa 60 Meter entfernten Garben machte einen deutlich merkbaren Sprung. Nicht nur ich und der Vorgesetzte, sondern auch die etwas rückwärts aneinanderziehende Mannschaft hatten die Situation rasch erkannt und nahmen die herumstehenden Getreidegarben sofort aus Korn. Vielleicht drei Minuten mochte das Feuer angebauert haben, da wurde es in den Felsen vor uns lebendig. Aus den Garben schälte sich Franzmann um Franzmann, und alle warfen schnell ihr Gewehr weg, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Es war ein ganz nettes Häuflein, das sich dem nicht schlecht erdachten und für uns recht gefährlichen Mummenschanz hingegeben hatte. 43 Gefangene, 7 Verwundete und ein kleines Häuflein Toter war der Erfolg auf unserer Seite.“ Damit war jedoch der Kampf nicht zu Ende. Von den Gefangenen erfuhr man, daß der Plan, die Deutschen mit Hilfe einer derartigen Kriegsliste zu überfallen, von dem Führer einer hinter dem nächsten Hügel versteckten größeren Abteilung ausgeht war. Als die Deutschen dorthin vordrangen, war der Feind verschwunden. Zu gleicher Zeit setzte aber starkes Gewehrfeuer bei der zurückgebliebenen deutschen Abteilung ein, und als sie im Laufschrift zurückkehrten, fanden sie die Franzosen im lebhaften Gefecht mit den übrigen. Durch die Zurückkehrenden nun auch im Rücken bedroht, mußten sich die Rothosen ergeben, und so kam der durch die merkwürdige Kriegsliste eingeleitete französische Nachtangriff zu einem für uns günstigen Ende.

„Punch“ über die Zeppelin-Furcht.

Eine unserer Leserinnen überleht uns aus dem englischen Witzblatt „Punch“ folgende kleine Satire, in der der englische Verfasser in lustiger Weise seine eigenen Landsleute verspottet:

Zeppelin Drill.

Dst habe ich die kleine Dame von Nr. 4 gesehen, aber erst jetzt habe ich entdeckt, daß in ihr die Fähigkeiten eines Generals schlummern.

Nur Unwegen erfahren wir von ihrer strategischen Begabung. Ihr Mädchen erzählte es dem Milchmann und auf diesem natürlichen Wege kam die Nachricht zu uns: Jeden Abend legt das Mädchen einen Pelzmantel, ein Paar hohe Stiefel und einen

Kohlenschütter für sie bereit. Das sind ihre Vorkehrungen für einen Zeppelinangriff.

Jedermann bereitet sich darauf vor. Die Mutter von Dulpitts Frau z. B. — Dulpitt ist mein nächster Nachbar — ließ sich von ihm ein bombensicheres Loch im Garten graben. Dulpitt meinte, es würde wohl nicht so einfach sein, sie da hinein zu bringen. Ich machte ihm klar, daß es wohl schwerer wäre, sie wieder heraus zu bringen — das Loch ist sehr tief. — Darüber machte er sich keine Gedanken, sagte er. —

Zwei Nächte darauf — Schüsse! — alle Lichter längs der Straße verlöschen, jeder sucht sich in Sicherheit zu bringen. — Nachher stellte sich heraus, daß Stewart seinen Familien-Zeppelin-Drill hatte ausprobieren wollen und drei Schüsse abgegeben hatte, um die Sache recht realistisch zu machen. — Seine Frau steckte das Baby in einen Kochtopf (den Deckel schief darauf, daß ein schmaler Spalt blieb). Sie selbst pflanzte sich an einer bestimmten Wand auf, die — nach Stewart — nicht umstürzen konnte, wegen der Töne und Gewichte, mit denen er sie befestigt hatte.

Für ihn war das so weit schön und gut. Nur war es nicht ganz programmäßig, daß in dem Kochtopf noch Wasser war. —

Aber der arme Johnson, der alle Matrasen in dem Kohlenkeller aufstapeln mußte? Er war rabenschwarz — und fuchswild, als er die Ursache erfuhr.

Und Carruther, der einen Löscheimer über dem Kaminfeuer im Wohnzimmer ausleerte und nun seiner Frau, die fast taub ist und daher die Schüsse nicht gehört hatte, eine schwarze Pfütze auf dem Fußboden erklären mußte.

Dulpitts Schwiegermutter, na, die sah über eine Stunde in dem Erloch, ehe wir sie herauszogen. Als wir sie das erstmal hoch hatten, sagte sie, etwas schwer atmend, jedoch lächelnd: „Nun weiß ich doch, wie es in einem Schützengr.“ und da glitt sie wieder herunter, blumps. — Das zweitemal sagte sie: „Ich glaube nicht, daß sie wieder.“. Das drittemal sagte sie: „Mir liegt nichts dran, wenn die Zeppelin.“ Und als wir sie wirklich herausbrachten, sagte sie gar nichts mehr und mir tat Dulpitt leid! —

Inmitten all dieses Wirrwarrs stand Fräulein Agathe von Nr. 4 in voller Bereitschaft im Pelzmantel, in hohen Stiefeln, in die man schnell hinein fahren kann, den Kohlenschütter auf dem Haupt, wohlgeschützt vor Bomben. — Da stand sie, warm, ruhig, sicher, durchaus der Sachlage entsprechend gekleidet und wartete, bis das Haus um sie her zusammenstürzen würde, bis sie sich selbst retten mußte.

Ich hatte den Gedanken an Zeppeline, aber wenn sie wirklich kommen sollten, dann hoffe ich, — hoffe ich sehr —, daß ich in der Nähe von Nr. 4 sein kann, um die kleine, unbezwingliche Dame aufzutanken zu sehen.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Roggenmehlsuppe: 1 Liter Magermilch, 1/2 Liter Wasser, 90 Gramm Roggenmehl, Salz, Zucker. Die Milch wird auf den Herd gestellt, das mit etwas Wasser angerührte Roggenmehl dazugegossen und 1/2 Std. gekocht, dann mit Salz und Zucker abgeschmeckt.

Zwetschengrütze: 200 Gramm Zwetschen, 3/4 Liter Wasser, 75 Gramm Zucker, 40 Gramm Sagomehl genügen für 6 Personen. Die getrockneten Zwetschen werden tüchtig gewaschen, am Abend vorher eingeweicht und am nächsten Morgen dann in demselben Wasser gekocht, dann wird Zucker und Mehl dazu getan, alles gut verkocht und nachdem die Grütze fertig ist, wird sie mit süßer Milch verzehrt. Es ist ein Gericht, das sehr sättigt, nährt und dadurch nicht teuer ist. Statt der Pflaumen kann man auch getrocknete Äpfel nehmen.

Tauschrästel.

Elb — Mund — Ober — Dosen — Fuchs — Entel —
Keller — Haube — Michel — Magen — Aftern —
Rampe — Nadel — Bier — Gabe

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebensoviele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Namen einer ehemals geleierten Künstlerin ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:

Demeter — Emille — Taurus — Fledermaus — Löwe —
Urnengrab — Sundewitt — Christoph;
Det kuschl besser